

Die geheime Tugend der Landesausstellung

Autor(en): **Honegger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 41

PDF erstellt am: **28.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

richten, daß wir als hinterste Leute im Boot saßen — niemand in unserem Rücken.

Sie alle werden die Fahrt kennen. Nichts dagegen zu sagen, aber ich erlebte doch eine herbe Enttäuschung: von «völliger» Dunkelheit war gar keine Rede. Wo es nur irgend ging, hatten sie unnötigerweise Scheinwerfer in das Gebüsch eingebaut, die es magisch, aber sonnenhell erleuchteten. Auch mit der Dunkelheit in den Hallen war es halb so schlimm. . . Vreneli zierte sich deshalb. Wenn einen Bekannte bemerkten Eingebildet! Wer kennt schon so ein Meltschi aus dem Blumenladen! Da hätte ich, Mitglied des ehrwürdigen «Kegelvereins zur Bunten Laterne», doch eher Angst haben müssen.

Nun, alles in allem war die Fahrt in dem langsam gleitenden Boot recht hübsch, ich umarmte das Vreneli und war soweit zufrieden — man muß nicht unbescheiden sein.

Wir stiegen aus, wanderten noch etwas zwischen den Beeten herum, die das Vreneli interessierten, aber dann sagte sie mit einem Male, sie sei jetzt müde, sie müsse ja auch früh heraus. Wir holten also ihren Schirm und den Strauß aus der Garderobe, und ich begleitete sie heim. Vor der Haustüre aber mußte ich Abschied nehmen, sie sei ein unbescholtenes Mädchen, und noch niemals habe ein Mann ihr Zimmer betreten, da möchte ihre Wirtin schön schauen! Sie flöge bestimmt anderntags hinaus.

Ich sagte denn resigniert «Gute Nacht», versuchte noch, ihr einen väterlichen Abschiedskuß zu geben, was nicht so recht gelang, da sie mit dem Aufschließen Schwierigkeiten hatte und ich ihr behilflich sein mußte. Mit dem Zuschließen hatte sie anscheinend keine, das ging rascher, als ich dachte. Ich trotzte heim.

Ich sage expreß «trotzte», denn meine beschwingte Laune vom Nachmittag war dahin. Warum, wußte ich noch nicht, erst später meinte ich, es müsse doch wohl Vorahnungen geben.

Es war noch nicht ein Uhr, also wirklich zeitig, nachdem wir während der Landi um drei Uhr Polizeistunde haben. Vorsichtig, die Stiefel in der Hand, schlich ich die Treppen hinauf — man ist ein rücksichtsvoller Mensch und weiß, was man dem Nachtschlaf der Gattin, die den ganzen Tag herumfuhrwerken muß, schuldig ist.

Der Schlüssel glitt leise ins Schloß, die Türangeln quietschten nicht — es wird immer pünktlich geölt — aber alle diese Vorsicht erwies sich binnen weniger Sekunden als unnötig, denn meine Frau stand im Korridor.

Ich kam nicht dazu, mein Erstaunen darüber zu bezeugen, sie schrie mich sofort an: «Wo kommst du her?»

«Das weißt du doch, Frauli», sagte ich voller Sanftmut. «Aus der LA, man hat es dir hoffentlich ausgerichtet. Es hat eine große Reparatur an den Stühlen gegeben,

wirklich, es ist mir richtig peinlich für unsere Firma, daß so etwas überhaupt. . .» Lassen Frauen einen jemals ausreden? Sie fiel mir ins Wort:

«Aus der Landi. Soso. Aus der Landi! Das mag ja stimmen, aber in der Veska hast du nicht gearbeitet, du — du — — —»

Nun unterbrach ich: «Was soll das heißen? Schrei nicht so!»

«Ich schreie so viel ich will!» Wenn eine Frau erst einmal in dieser Stimmung ist, kann man nur schweigen. So setzte ich mich auf den nächsten Hocker und meinte gottergeben: «Ich bin müde. Aber rede du nur weiter.» «Du Lump! Du Betrüger! Auf dem Schifflibach bist du gewesen, und ein Mädchen hast du im Arm gehabt, du Verführer, du alter Gockel, du, du. . .»

Sie mußte Atem schöpfen. Ich sah blitzartig ein, daß Leugnen wenig Zweck habe und sagte nur: «Was du alles weißt. Na, so etwas. Welche Tratschnudel hat dir das denn aufgetischt?»

«Tratschnudel! Tratschnudel!!! Mit meinen eigenen zwei Augen habe ich es gesehen! Im nächsten Boot bin ich gefahren, so auf der mittleren Bank und habe euch immer schön vor Augen gehabt. Es war wirklich hell genug, um dich nicht zu verkennen. . . Du hast dich ja großartig ganz zehnterster in deinem Schiffli placiert, du hättest dich nur einmal umwenden brauchen, dann hättest du deine Frau gesehen.

Aber umwenden — ach wo — du warst ja soo beschäftigt, das Mädchen hast du umarmt, geküßt. . .»

Ihre Haare waren zerzaust, die Tränen rannen über die allzu rundlichen Wangen, es war ein trauriger Anblick, ich durfte gar nicht an das Vreneli denken — wegen des Vergleichs, meine ich. Nun, eine Gattin ist eben etwas anderes.

«Aber Mimi», sagte ich zärtlich beschwörend. «Mimi» ist ein selten von mir gebrauchtes Kosewort, das sonst niemals seinen Zweck verfehlt — heute abend war es vergebens.

Sie brüllte laut: «Mimi! Ich bin nicht deine Mimi! Es hat sich ausgemittelt! Verlasse das Haus! Augenblicklich! Ich will nicht länger mehr unter einem Dache mit dir Verworfenem hausen.» (Wo sie das bloß her hatte?)

«Dann geh doch du», sagte ich, äußerlich gefaßt und war mir ganz klar darüber, daß ich den ganzen Kladdersatsch erst einmal beschlafen müsse. «Ich kann mir ja im Wohnzimmer aufbetten», schlug ich vor, und, beglückt von diesem erlösenden Gedanken, hatte ich auch schon den Drücker in der Hand.

«Nichts wird damit!» Sie riß mir die Türe aus der Hand. «Du wirst gar nicht schlafen! Du wirst packen und ausziehen!»

«Also Frauli, höre doch, nimm Vernunft an, brülle vor allem nicht so, du weckst die Kinder.»

«Die Kinder! Die Kinder! Auf einmal spielst du den besorgten Vater. Die Kinder! Dein Sohn hat dich auch gesehen. . .»

Tableau. «Sohn», das hieß immer der Aelteste, der in der gleichen Fabrik wie ich als Geselle arbeitete.

Ehe sie es wieder verhindern konnte, hatte ich die Türe zu unserem Wohnzimmer aufgerissen, war hineingeschlüpft, hatte sie hinter mir zugeworfen und den Schlüssel umgedreht. Ich fiel völlig erschöpft und zermüht auf das Sofa, das ich von meiner Schwiegermutter erbt, und dessen Stahlfedern nur noch Stahlspitzen sind.

Meine Frau tobte einige Zeit vor der Türe weiter, dann hörte ich sie aufschluchzen und ins Schlafzimmer schlurfen.

Gott sei Dank! — Geschlafen habe ich allerdings in dieser Nacht wirklich nicht.

Mein Kaffee stand am nächsten Morgen neben dem Brot, auch das Znüni war zurechtgemacht, ich konnte also hoffen, daß alles noch einmal glimpflich vorübergehen werde. — Mein Sohn saß am Tisch, murrte «Morgen» und schlürfte den Kaffee so laut, daß ich es ihm verwies. Er grunzte etwas, und ich meinte fast, es klang wie «Du hast es nötig», aber ich mußte mich getäuscht haben, so unehrerbietig sind meine Kinder nicht.

Wir gingen schweigsam die Straße entlang. Fünf Minuten vor dem Tore unserer Fabrik packt mich mein Sohn am Aermel und faucht: «Vater, ich hab gewiß nichts dagegen, wenn sich ein alter Kerl auch mal einen Spaß mit einem Mädchen macht. Aber das Fräulein Vreneli — du — das Vreneli, die gehört mir!!! Die hat dich schön am Seil heruntergelassen! Und wenn du noch einmal wagst, sie anzuschauen — ich weiß nicht, was ich tue! Und wenn du noch einmal in der Fabrik telefonierst und die Veska spielst, dann melde ich's!!!!» Wir waren am Ziel.

Ich suchte meinen Hobel, der vor meinen Augen lag, ich warf den Topf mit Leim um, ich trat auf eine eben gebogene Holzstange, ich gab die unsinnigsten Befehle.

Es war zu viel. Dieser verfluchte Schifflibach! Und ich überlege nur noch, ob ich die LA-Leitung wegen Irreführung von wegen «Dunkel» und dadurch angerichtetem Familienschaden belangen soll. Denn nicht nur, daß ich noch einen tollen Kampf mit meiner Frau auszufechten habe, wie soll mein Sohn jemals wieder Respekt vor mir haben?

Wieso meine Frau aber an diesem Abend in der Ausstellung war, werde ich nun nie erfahren. Denn, wenn sie etwa nicht mehr von dem Dienstagabend spricht — ich tue es gewiß nicht. Und wenn sie davon spricht, so wird mir keine Gelegenheit zu einer Frage bleiben.

Pech muß der Mensch haben!

Die geheime Tugend der Landesausstellung

Von Hans Honegger

Die Schweizerische Landesausstellung 1939 besitzt viele geheime Tugenden. Eigentlich entdeckt man bei jedem Besuch der Schau eine neue. Hier aber sei nur die Rede von einer einzigen solchen geheimen Tugend, und dabei ist sie noch sonderbar verneinend. Es ist — die Enthaltsamkeit.

Enthaltsamkeit ist das Nichtsein von etwas, das sein könnte. Hier ist gemeint, die Abwesenheit von Ueberflüssigem, von Störendem, von allen den Dingen, die sich gerne in eine Ausstellung hineinschmuggeln möchten, und die doch nicht eigentlich hineingehören.

Die Ausstellungsleitung kennt ihr Sondervedienst ganz genau, besser als die meisten Besucher. Sie redet auch immer wieder davon; aber sie redet leider mit einem Fremdwort und deshalb wird sie nur von wenigen ganz richtig verstanden. Sie spricht etwa vom «thematischen Grundgedanken» der Ausstellung. Das ist für gelehrte Zwecke recht und gut, etwa für eine Doktorarbeit über «Die Leitgedanken von Ausstellungen». — In eine etwas allgemeinverständliche Sprache übersetzt, besagt das etwa: bei der Schweizer Landesausstellung mußten die einzelnen Aussteller ihre Sonderwünsche weitgehend dem allgemeinen Ausstellungsgedanken unterordnen, und der fordert eine seltene «Ausstellungszucht», eine Darbietung von möglichst wenigen, aber von besonders hochwertigen und für die schweizerische Gütererzeugung besonders kennzeichnenden Gegen-

ständen. — Die schweizerischen Gewerbetreibenden, Händler und Erzeuger von allerlei Gütern hätten am liebsten, jeder für sich, eine Art «Blickfangausstellungspolitik» betrieben. Allen brannte es sozusagen unter den Fingernägeln, möglichst auffällige Schaudarbietungen zu geben, tunlichst mit viel Bild-, Schrift- und Lichtreklame, wenn möglich gar mit Lautsprechern oder Ausrufern usw. — Man stelle sich nun vor, was geschehen wäre, wenn man allen diesen Wünschen freien Lauf gelassen hätte. Dann wäre die Landesausstellung der reinsten orientalische Bazar geworden.

Der «thematische Gedanke» schob dem allem einen mächtigen Riegel vor, und so wurde die Ausstellung das, was sie geworden ist, nämlich eine wohlgeordnete, wohl abgemessene, wohlverteilte Schau der wichtigsten wirtschaftlichen und sonstigen Landeserzeugnisse der heutigen Schweiz.

Das Zauberwort heißt: freiwillige Zucht. Ein deutscher Ausstellungsbesucher schrieb jüngst in einem offenen Brief über die Ausstellung in einer Schweizerzeitung, was ihn am meisten beeindruckte, sei die vortreffliche Zucht und Ordnung in allem, ohne daß man doch in der Schweiz immer, wie in Deutschland, von der besonderen Ordnungsfähigkeit (dem «Organisationstalent») rede.

Buchstäblich gerät man in keinem der Ausstellungs-

räume — vom «Höhenweg» ganz abgesehen — auf den Gedanken, eigentlich sollte man etwas kaufen; dieses zugleich prickelnde und bängliche Gefühl, das einen in Kaufhäusern und Messen überkommt, man werde mit allen möglichen ausgeklügelten, durchtriebenen Reizmitteln in eine «Kaufstimmung» versetzt, fehlt hier ganz.

Man kommt wirklich kaum aus dem Staunen heraus über die geschäftliche «Enthaltsamkeit» der Aussteller auf dieser Schau. Sie grenzt schon beinahe ans Märchenhafte. — Wenn man durch die Ausstellungshallen geht, könnte man meinen, wir lebten in einer Zeit seltener wirtschaftlicher Hochblüte, in einer Zeit, wo «die Geschäfte» nur so «von selbst» gehen, wo man sich gar nicht weiter um die «Kunden» zu bemühen braucht. — Und dabei sieht die Wirklichkeit doch so ganz anders aus! Die meisten der «Aussteller» brennen geradezu auf «Geschäfte»; manche fragen sich mit Bangen, ob sie auch nur die Spesen ihres «Fensters» oder «Standes» oder «Pavillons» herauszuschlagen.

Wenn man diese Tugend der Enthaltsamkeit, der bescheidenen geschäftlichen Zurückhaltung, der Selbstbeschränkung der meisten Aussteller an der Schau in Zürich nicht laut preisen und loben wollte, so müßte man ein wahrhaft schlechter Mensch sein. Diese Tugend ist vielmehr der eigentliche Grund, weshalb man die Ausstellung so beschwingten Fußes, seelisch so unbeschwert, ja richtig innerlich befreit, durchschreitet.